

Die Studie der Basler Soziologen zeigt, wie Reiche sich abschotten und der Schweiz ihre Mittel entziehen.

## Die Demokratie wankt

Die Superreichen schaffen es, ihre besonderen privaten Interessen den Bürgern und Bürgerinnen als Allgemeininteresse zu verkaufen.

Ein wenig wundert er sich über das heftige Interesse an seiner Studie. Und über die blindwütigen Attacken auf seine Person. Doch wahrscheinlich hat sich Ueli Mäder beides redlich verdient. Denn der Basler Soziologieprofessor hat eine Wahrheit ans Licht geholt, die SVP-Blocher, Economiesuisse-Bührer und UBS-Grübel mit aller Macht im Dunkeln lassen wollten: Die Schweiz wird von einer schmalen Oligarchie beherrscht. 300 Superreiche und ein paar weitere einflussreiche Menschen haben sich grosse Teile des Vermögens unter den Nagel gerissen.

Der Gedanke ist für viele Zeitgenossen so irritierend, dass erst einmal Fakten her müssen. Die Zahlen, von diversen Organisationen und Banken zusammengestellt, sind krass: Rund 3 Prozent besitzen netto gleich viel wie 97 Prozent der Bevölkerung.

Ausloten, wie Reichtum entsteht.

Solche Rechnungen sind nie genau, weil viele Faktoren in sie einfließen. Aber egal, wie die Prozentzahlen je nach Studie liegen - unbestritten ist ihre Tendenz: Die sozialen Unterschiede wachsen. Und sie klaffen heute weiter auseinander als in jedem anderen reichen Land.

Eigentlich ist diese Feststellung nur ein Nebenprodukt der Basler Reichenstudie. Das Forscherteam um Ueli Mäder, Ganga Jey Aratnam und Sarah Schilliger wollte in Erfahrung bringen, was der Buchtitel verspricht: „Wie Reiche denken und lenken.“ Sie wollten Reichtum in der Schweiz verstehen. Ausloten, wie er entsteht. Was er für die Demokratie bedeutet. Wie die Reichen leben, wie sie unter sich bleiben. Wie sie ihren Besitz sichern und mehren. Darum nehmen Gespräche mit Schwer- und Einflussreichen einen guten Drittel der Studie ein. Von den Wirtschaftsführern Daniel Vasella, Moritz Suter und Rolf Soiron bis zur Erbin, Psychologin und Wohltäterin Christine Cerletti-Sarasin.

Wachsen die sozialen Unterschiede, stellt sich die Frage, was dies mit der Gesellschaft anrichtet. Ein allgemein hohes Lebensniveau und eine teilweise noch intakte soziale Sicherheit mildern die Folgen etwas. Warum also sind wachsende soziale Unterschiede gefährlich?

Ueli Mäder: „Mit dem Reichtum konzentriert sich auch viel Macht. Reiche können zum Beispiel vorteilhafte Steuergesetze erwirken, die sie privilegieren, aber das Land schädigen. Daniel Vasella kann andeuten, Novartis in ein anderes Land zu verlegen. Das wirkt.“

So werden Jüngere, Wenigverdienende. Abhängige entmutigt, etwas zu unter nehmen. Produktive Lebensentwürfe gehen ins Leere. Das fördert das Auseinanderfallen der Gesellschaft. Und Mäder fügt an: „Konzentrierte Macht nimmt Einfluss auf die Medien. Und auf die Politik: Demokratische Prozesse werden unterlaufen. Freiheit und Demokratie nehmen Schaden.“

Politisch liesse sich die gefährliche Dominanz von Reichen relativ leicht eindämmen. Etwa durch eine gerechtere Steuerordnung. Angefangen mit einer nationalen Erbschaftssteuer. Theoretisch. Denn für die Interessen der Superklasse sorgt auch ein schlagkräftiges Netz von Verbänden wie Economiesuisse, diskreten Clubs und Agenturen. Die arbeiten zunehmend professionell und strategisch durchdacht, haben die Soziologen erfahren. Vor allem aber, sagt Mäder, „haben sie es geschafft, auch ganz besondere private Interessen den Bürgerinnen und Bürgern als Allgemeininteresse zu vermitteln. Ein interessanter Fall von kultureller Hegemonie.“

Die Mittelschicht als Verliererin.

Unter die Räder kommen dabei zunehmend auch Teile der Mittelschicht. Gerade in ihren Reihen finden sich viele Verlierer der Krise. Sie haben getan, was man von ihnen verlangte, sie waren beruflich mobil und haben sich weitergebildet. Jetzt zeigen Statistiken: Etliche werden an den Rand gedrängt. „Das ist ein gefährliches Konfliktpotential. Verunsichert, neigen Teile dieser Mittelschicht zu populistischen, autoritären Lösungen“, sagt Mäder.

Kein Wunder, bewegen Reiche und Mächtige einiges, um ihre Macht zu stärken. Zuerst muss das Kapital zusammengehalten werden. Mit Heiratsstrategien wird teilweise immer noch verhindert, dass Mesallianzen den Besitz verdünnen. In Eliteschulen, Clubs und bei höheren Geselligkeiten werden die feinen Unterschiede eingeübt und das Beziehungskapital gepflegt. Und man rückt räumlich zusammen, in den Steuerfluchtgemeinden an den Seen. Man geht auf Distanz zur Schweizer Gesellschaft. Viele Reiche entziehen sich und ihre Mittel dem Land.

Doch Mäder differenziert diese Aussage etwas. Die Interviews haben ihm tiefe Einblicke gewährt. Er erkennt einen Trend zur Abschottung, aber bei manchen Reichen auch zur Öffnung auf die Gesellschaft. Auch mit Engagements in 12'000 gemeinnützigen Stiftungen, die insgesamt mit 50 bis 80 Milliarden dotiert sind. Er begegnete Erben, die in der Berner Alternativszene mitmachen und ihr Geld verschenken. Und er sprach mit Erbinnen, die in Lateinamerika Ländereien aufkaufen, um den Boden vor Raubbau zu schützen.

Manchmal dient die Stifterei der Pflege des Einflusses. Stiftungen sind teilweise auch Instrumente von Macht. In den Interviews trat immer wieder die Angst vor dem Machtverlust zutage. Andere sprachen von drohender sozialer Unruhe. Sie fürchten, dass der gesellschaftliche Zusammenhalt auseinanderbrechen könnte.

Da stört eine solche Studie. Auch weil sie viel positives Echo auslöste. Economiesuisse, NZZ, das SVP-Blatt „Weltwoche“ und andere Medien reagieren nun aber mit barscher Kritik. Was ist, darf nicht sein.

Oliver Fahrni. Work. Freitag, 19.11.2010. Standort: Sozialarchiv.